

Bildung und Pastoral  
Herausgegeben von  
Reinhard Feiter und Judith Könemann

Band 7

Albert Rouet

# Erstaunter Glaube

Dank an die religiös Uninteressierten

Herausgegeben von  
Hadwig Ana Maria Müller und  
Reinhard Feiter

Matthias Grünewald Verlag



Erzbischof Hermann  
Stiftung

Gedruckt mit Unterstützung der Erzbischof Hermann Stiftung der Erzdiözese Freiburg  
sowie der Katholischen Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral (KAMP) in Erfurt

Aus dem Französischen übersetzt von Gabriele Stein

Titel der französischen Originalausgabe:

L'étonnement de croire

© Éditions de l'Atelier, DL 2013



**Klimaneutral**  
Druckprodukt  
ClimatePartner.com/14549-2003-1001

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns.  
Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [http://  
dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2022 Matthias Grünewald Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

[www.gruenewaldverlag.de](http://www.gruenewaldverlag.de)

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © sgrigor/shutterstock.com

Lektorat und Satz: Daniela Kranemann, Fa. Corrigenda, Erfurt

Druck: CPI books GmbH, Leck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7867-3302-7

# Inhalt

Wie dieses Buch entstanden ist.....	7
Danksagungen .....	9
Ohne Karte losgehen .....	11

## **Kapitel 1**

<b>Dialog im Sinne des Konzils</b> .....	19
Zwei Feststellungen .....	20
Den anderen benennen .....	22
Heraus aus der Konfrontation: Konversion .....	25
Die Intuition des Zweiten Vatikanischen Konzils .....	27
Das Konzil angesichts von Nichtglauben und Indifferenz .....	30
Nach dem Konzil .....	32
Vom Individualismus zur religiösen Indifferenz .....	34

## **Kapitel 2**

<b>Die Indifferenz wahrnehmen</b> .....	37
Nicht benennen heißt: nicht sehen .....	38
Eine religiöse Last – zu schwer für einen allein .....	40
Andere Wege suchen .....	42
Erinnerungsarbeit .....	44
Die Erinnerungsarbeit erschließt einen Weg .....	45

## **Kapitel 3**

<b>Das Begehren befreien</b> .....	49
Was zumutbar ist .....	50
Oberfläche und Untergrund .....	51
Offenbaren, was neu ist .....	52
Das Begehren wecken .....	54
In den Dialog eintreten .....	56
Die geheime Quelle freilegen .....	58
Die Wunden sprechen .....	59

<b>Kapitel 4</b>	
<b>Die Beunruhigung akzeptieren</b> .....	61
Das Unmittelbare als Idol .....	64
Die Müdigkeit des Glaubens .....	66
Ein beunruhigter Glaube .....	69
Schwierige Hoffnung .....	74
<b>Kapitel 5</b>	
<b>Die Existenz verkosten</b> .....	79
Welche Quelle von Glaubwürdigkeit ist verfügbar? .....	82
Eine fruchtbare spirituelle Linie .....	84
<b>Kapitel 6</b>	
<b>Eine liebevoll mitfühlende Kirche erfinden</b> .....	91
Ein Weg liebevollen Mitfühlens .....	92
Nachbarschaft heißt nicht Nähe .....	96
<b>Kapitel 7</b>	
<b>In Beziehung treten, um zu leben</b> .....	105
Glauben ist gut .....	107
„Für das Leben des Menschen“ .....	109
Vom Heil sprechen .....	116
<b>Kapitel 8</b>	
<b>Glauben heißt tun</b> .....	119
Überschneidungen und Anpassungen .....	120
Von Angesicht zu Angesicht .....	124
Welcher Berührungspunkt? .....	126
Seinen Weg gehen .....	130
Relecture .....	135

## Wie dieses Buch entstanden ist

Dieses Buch ist im Gespräch entstanden, genauer gesagt, in vielen Gesprächen! An erster Stelle steht das Gespräch mit Albert Rouet, dem emeritierten Bischof des Erzbistums Poitiers und Autor von *L'étonnement de croire*, mit dem ich seit vielen Jahren im Briefwechsel stehe. Sein Buch selber ist ein Gespräch, und zwar ausgerechnet mit jenen, die ein Gespräch nicht interessiert, es sei denn, jemand möchte sie hören und bezeugt das mit so viel Liebe und einfühlsamer Achtung wie Rouet. Ich hatte sein Buch 2013 gelesen und in Auszügen übersetzt, um es in theologische Gespräche in Deutschland einzubringen.

Es dauerte aber einige Jahre, bis ich dank der Zeit, die mir das erste Corona-Jahr schenkte, daran dachte, das Gespräch mit jenen zu suchen, die an einer deutschen Veröffentlichung Interesse hätten und bereit wären, diese auch zu unterstützen: Ich danke der Erzbischof Hermann Stiftung der Erzdiözese Freiburg und der Katholischen Arbeitsstelle für Missionarische Pastoral (KAMP) in Erfurt sowie der Universität Münster, die Zuschüsse zusagten und mir so erlaubten, realistisch an die Planung zu gehen.

Nun begann das Gespräch mit dem Grünewald Verlag. Die durch neue Regeln veränderte Zusammenarbeit verlangte von seinem Lektor Volker Sühs und von mir immer wieder Geduld und Nachsicht. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, Herrn Sühs meine Dankbarkeit auszudrücken – sowie der Übersetzerin, Frau Dr. Gabriele Stein. Ihre Mitte des letzten Jahres abgelieferte deutsche Version von Rouets Buch brachte das Gespräch mit dem Verlag wieder in Gang. Ihre Übersetzung regte erneut das Gespräch mit dem Buch in seinem französischen Wortlaut an. Musste dem eigenwilligen Stil des Autors nicht mehr Rechnung getragen werden? Was war mit dem, was im Deutschen unverständlich blieb? Eine Übersetzung ist nie fertig!

Prof. Dr. Reinhard Feiter öffnete mir die Augen für einzelne philosophische Anspielungen. In Gesprächen mit Freundinnen und Freunden ging es um die Suche nach dem Titel. Dr. Dietmar Bader unterstützte mich dabei, immer und immer wieder über den Fluss der vielfältigen Unterschiede zwischen französischer und deutscher Sprache und Denkweise überzusetzen.

Die Mühen unseres Hin- und Hergehens zwischen den beiden Sprachwelten hinterließen aber Spuren im deutschen Text, die bei der großartigen

Korrekturleserin, die Daniela Kranemann ist, zu Kommentaren, Fragen und Vorschlägen führten. Diese belebten noch einmal das Gespräch mit dem Text. Von Herzen danke ich ihr!

Reinhard Feiter ist nicht nur mit mir Herausgeber dieses Buches. Er hat es durch sein Vertrauen ermöglicht und inspiriert. Dafür und für die Jahre der Zusammenarbeit danke ich ihm.

Freiburg, 15. Januar 2022  
Hadwig Ana Maria Müller

## Danksagungen

„Wenn du anfängst, mit uns über Gott zu reden und das alles, dann gehen wir!“ – Also haben wir Tischtennis gespielt, und sie sind geblieben.

„Komm mit uns spazieren, aber geh' uns nicht mit diesem Priesterkram auf die Nerven!“

Es ist elf Uhr, nach dem Abendessen. Die höfliche, in wohlherzogenem Desinteresse gestellte Frage: „Sagen Sie, mon Père, wie erklären Sie es sich, dass die Leute an nichts mehr glauben?“

Dir, dem Jugendlichen von 1969, euch, meinen Freunden, und Ihnen, gnädige Frau, und all den anderen, deren Indifferenz mein Interesse geweckt hat, danke ich, dass ihr religiöse Wüsten durchquert habt, um an die Ufer der Menschlichkeit zu gelangen. – Ihr habt mich auf den Weg gebracht.

Wie kann man all' denen gegenüber gleichgültig bleiben, denen dieses Buch seine Daseinsberechtigung verdankt?

Den Mitbrüdern und Laien, die mich zum Schreiben drängten. Jetzt sehen sie, was sie angerichtet haben.

Christiane Lanau mit ihren wohlthuend professionellen und akkuraten Anmerkungen – und ihrer Meisterschaft im Umgang mit dem Computer.

Bernard Stéphan, Verlagsleiter der Éditions de l'Atelier, der mich überzeugt und ermutigt hat. Seinem Team: Charlotte Goure und Lou Itier, die mich wirkungsvoll unterstützt haben.

Wer immer den folgenden Seiten etwas abgewinnen kann, möge ihnen allen danken. Wie ich es hiermit tue.



## Ohne Karte losgehen

Wie alle Männer meiner Generation wurde auch ich in Algerien „zu den Fahnen gerufen“ und musste in dieser riesigen Weite aus Sand und Halffagräsbüscheln meinen Wehrdienst ableisten. Zu unserer Mission gehörten ständige Truppenbewegungen mit den Nomadenbevölkerungen. Eines Tages führte uns eine etwas gewagtere Erkundung in ein Gebiet, das unbewohnt war, weil es dort keine guten Weidegründe gab. Zu unserer Überraschung war die Generalstabskarte von dieser Region vollkommen weiß: Nichts war dort eingezeichnet, kein Weg, keine Zuflucht, kein Wadi, rein gar nichts. Es war ein unbekanntes Land, das erst noch entdeckt werden musste.

An Rückzug war nicht zu denken, denn die größte Gefahr bestand darin, im Kreis zu laufen. Eine Erregung hatte uns gepackt und darüber hinaus das eigenartige Gefühl, einen unendlichen Raum zu entdecken, mit unbekanntem Namen und ohne eingetragene Koordinaten.

Jetzt, wo ich im Begriff bin, mich an ein Element der aktuellen religiösen Situation heranzutasten, kommt mir diese Jugenderinnerung wieder in den Sinn. Die pastoralen Methoden sind gut darin, Klassifizierungen vorzunehmen. Sie definieren soziale Milieus (das Arbeitermilieu, das ländliche Milieu usw.) und Altersgruppen, kurzum: Sie legen Zugehörigkeiten fest, in denen sie die Zielpersonen ihrer Projekte und Bemühungen verorten. Heute jedoch zeigt sich ein anderes Phänomen, ähnlich undefinierbar wie das unbekannte Land in meiner Erinnerung, eine Art „weißer Fleck“ auf der Landkarte. Die Leute sind, sagt man, weder für noch gegen die Religion. Sie sind anderswo, praktisch ungreifbar. Wie Nomaden sieht man sie auf wechselnden Wegen in die verschiedensten Länder ziehen.

Wie soll man diese Situation benennen, die sich übrigens auch bei politischen Einstellungen wiederfindet? Wie lässt sie sich überhaupt fassen, da sie Menschen aus allen Verhältnissen und Altersgruppen betrifft? Es handelt sich um eine grenzüberschreitende Wirklichkeit, die jeden von uns tangiert: Niemand kann seine Umgebung oder auch nur sämtliche Aspekte seines Privatlebens ständig mit unverminderter Wachsamkeit im Auge behalten. In Ermangelung eines besseren Ausdrucks müssen wir wohl von „religiöser Indifferenz“ sprechen.

Dabei handelt es sich um etwas gänzlich anderes als den im 19. Jahrhundert sogenannten „Indifferentismus“. Darunter wurden jene Personen

zusammengefasst, für die alle Religionen unterschiedslos gleichwertig waren. In unserem Fall sind es nicht die Menschen, die als indifferent klassifiziert und abgestempelt werden, sondern eine Geisteshaltung, eine Einstellung, eine generelle Unschlüssigkeit, die sich auf alles erstreckt, ohne sich klar festzulegen. Sie begreifen zu wollen, bedeutet, sich in einer Spiralbewegung vorzutasten, immer wieder auf dieselben Positionen zurückzukommen, neue Standpunkte einzunehmen, kurzum: ohne Karte aufzubrechen, um diese neue Welt zu erkunden.

\*

Wenn es einen Punkt gibt, an dem die verschiedenen Analysen der religiösen Situation in Frankreich nicht übereinstimmen, dann ist es die religiöse Indifferenz. Ihre Annäherung und ihre Beschreibung entziehen sich jedem noch so weit gefassten konzeptionellen Zugriff. Wo fängt sie an? Wo hört sie auf? In so vielen Punkten herrscht theoretische Unsicherheit und praktische Unentschlossenheit. Die Gläubigen können ihren Glauben zum Ausdruck bringen, mehr oder weniger gut natürlich. Die Nichtgläubigen bringen ihre Gründe vor, keiner im engeren Sinne religiösen Überzeugung anzuhängen. Die Grenzen zwischen Ersteren, die einer Kirche, und Letzteren, die Clubs oder geistigen Strömungen angehören, sind klar gezogen. Jene aber, die sich nicht auf eine irgendwie besondere Weise abgrenzen, die aufgrund oder mangels einer Entscheidung weder bewusst gläubig noch bewusst nichtgläubig sind, wie soll man sie begreifen? Zumal sie oft behaupten, nichts Besonderes an sich zu haben, und sich bei entsprechenden Themen in der Masse derer sehen, die, wie es in Umfragen heißt, „keine Meinung“ haben oder „sich enthalten“.

Das Fehlen einer klaren Position hat allerdings zur Folge, sich ihrer weniger bewusst zu werden. Eine religiöse Haltung, die nicht irgendwie differenziert wird, ist schwer zu verstehen. Es handelt sich einfach um eine Tatsache, eine Ansicht – mehr nicht. Eine Ansicht muss nicht unbedingt gerechtfertigt werden. Erziehung, soziales Milieu, Unwissenheit, fehlende Neugier, das Abrücken von der Leidenschaftlichkeit religiöser Überzeugungen, die Furcht vor erdrückenden Kollektiven – das alles genügt, um Existenzen in der Neutralität zu vereinen. Deshalb ist das Phänomen so schwer zu definieren: sowohl für die Religionssoziologen, deren Forschungsgegenstand methodisch spezifiziert sein muss, als auch für die Seelsorger, die eher geneigt sind, über religiöse Themen zu debattieren als sich einem Schweigen und einem Desinteresse auszusetzen, das sich de facto jeder Debatte verweigert. Oft schenken Journalisten diesem Phäno-

men größere Beachtung als die „Fachleute“ für die Erforschung oder Ausübung der Religionen.

Diese Schwierigkeit vergrößert sich dadurch, dass eine bewusste Entscheidung fehlt. Mit ihren verschwommenen Umrissen ist die religiöse Indifferenz etwas Fluktuierendes. Ohne klare Grenzen oszilliert sie zwischen einer „eher positiven“ Einstellung zu anziehenden Ereignissen oder Persönlichkeiten (wie dem in Frankreich sehr populären Abbé Pierre) und einer Haltung des Argwohns oder der harschen Missbilligung (etwa wenn sich Verantwortliche in Politik oder Religion unmoralisch verhalten).

Die schillernde Fläche dieser religiösen Indifferenz mit ihren changierenden Farben erklärt, weshalb manche Beobachter und vor allem Seelsorger ihre Existenz und ihren Umfang leugnen. Diese Blindheit wird durch die Zerteilung von Klassifizierungen und Denkweisen begünstigt: So werden die „eher positiv“ und die „eher negativ“ Eingestellten ähnlich wie in Umfragen dem Pro- bzw. dem Kontra-Lager zugeordnet. Man muss mit Ja oder mit Nein antworten: Für einen dritten Stand ist in dieser bipolaren Welt kein Platz. Die „Indifferenten“ müssen einfach – je nachdem, vielleicht nur weniger deutlich – genauso behandelt werden wie die anderen: entweder als Parteigänger oder als noch nicht erklärte Gegner. Folglich ist auch für sie der Dialog vorgesehen. Wir werden uns also einiges von dem in Erinnerung rufen müssen, was zum Dialog schon gesagt wurde.

\*

Die Fakten sind sperrig und sträuben sich gegen diese Manie der bipolaren Klassifizierung. Die Zahl derer, die angeben, dass ihnen Fragen der Religion fernliegen, spricht für sich. Sie sind weder „dafür“ noch „dagegen“, sondern anderswo, in einer, was das Religiöse betrifft, gleichsam aseptischen Welt, was aber durchaus heißen kann, dass sie im Bedarfsfall die Dienste der Religion in Anspruch nehmen, weil sie meinen, „ein Recht darauf“ zu haben. Für einen Teil dieser Personen, weit weg von jeder Religion, bilden religiöse Feiern nach wie vor einen festen Bestandteil familiärer Feste, wobei es Befürworter und Gegner gibt. Was diese unterscheidet, verbindet sie allerdings auch. Wenn man nämlich die Überzeugten auf beiden Seiten wegnimmt, bleibt eine zwischen beiden Positionen schwankende Mitte. So will beispielsweise ein und dieselbe Familie ihr drittes Kind taufen lassen, obwohl die beiden anderen dieses Sakrament nicht empfangen haben. Das geschieht ohne Bedauern und Bedenken: Es ist einfach so. Solche Praktiken nicht zu hinterfragen, fällt schwer. In diesem Fall besitzt der Begriff „Indifferenz“ gerade wegen seines vagen und

schwer greifbaren Charakters eine gewisse Relevanz<sup>1</sup>, um sich solchen Verhaltensweisen anzunähern zu versuchen.

\*

Drei weitere Gründe gibt es vielleicht für das Unbehagen, das der Begriff der Indifferenz auslöst: die Zahl der Personen, die sie bekunden, die spirituelle Dimension des Menschen und die Säkularisierung unserer Gesellschaft.

Nehmen wir zunächst die *Zahl*. Immer neue Umfragen nehmen die Zahl der Praktizierenden und den Inhalt ihres Glaubens unter die Lupe. Auch wenn die jeweils gestellten Fragen eine gründliche Überprüfung verdienen, so zeigen die veröffentlichten Antworten doch zumindest, dass die Gläubigen nicht mehr jene überwältigende Mehrheit darstellen, deren schiere Masse schon genügt, um ihre Position zu rechtfertigen.<sup>2</sup> Gestern noch musste der Nichtgläubige seinen Nichtglauben erklären und sich die Frage gefallen lassen, wie er mit diesem Mangel an Glauben lebe; heute ist es der Gläubige, den man auffordert, dieses „Mehr“, das er den Glauben nennt, zu rechtfertigen: inwiefern es ihn lebendig macht („Was bringt es zu glauben?“) und inwiefern es sein Leben verändert. „Zahl“ meint hier nicht, die Personen zu beziffern, die innerhalb eines Landes einer bestimmten Religion angehören, sondern sich bewusst zu machen, dass sich das Verhältnis zwischen Gläubigen und Gesamtbevölkerung umgekehrt hat.

Die Gläubigen sind häufig dermaßen von Zahlen fasziniert, dass die Angst, zu wenige zu sein („Wie viele Priester haben wir überhaupt noch?“), sie förmlich lähmt oder dass sie sich von der schieren Menge einer Versammlung überwältigen lassen („Wir waren Tausende!“). Es ist leicht festzustellen, dass dieses Bestreben, sich zahlenmäßig durchzusetzen, einhergeht mit der Weigerung, sich in Frage stellen zu lassen, mit der Furcht vor kritischer Selbstreflexion, mit selbstbezogenem Geltungsan-

---

<sup>1</sup> Schon Maurice Zundel sagte im Januar 1974: „Welche Bedeutung können [...] die Kirchen, die Kathedralen [...] für den Mann von der Straße haben? Gar keine, wenn er nicht in der Tiefe seines Herzens von einem Ereignis berührt worden ist, das sich in sein Leben hineingeschrieben hat“ (*Présence de Maurice Zundel*, N° 74, April 2011, p. 15).

<sup>2</sup> Dieser Unterschied gegenüber früheren Zeiten lässt sich eindrucksvoll an einem Text des Petrus Venerabilis, Abt von Cluny (1122–1156), veranschaulichen, der in seiner Schrift *Gegen die Juden* von der „grenzenlosen Menge der über die ganze Erde verbreiteten Gläubigen“ gemessen an der „winzigen Zahl der Ungläubigen“ spricht, zu denen er auch die Juden zählt (zitiert nach Dominique Iogna-Prat, *Ordonner et Exclure. Cluny et la société chrétienne face à l'hérésie, au judaïsme et à l'islam, 1000–1150*, Paris, Flammarion, coll. „Champs“, 2000, p. 286).

spruch und eingebildeter Reinheit der Lehre. Diese Jagd auf Zahlen, die sich bei jeder Partei oder sozialen Gruppe findet, banalisiert die Besonderheit des Glaubens und macht aus den Glaubenden eine Gruppe wie jede andere.

Allein schon durch den Schutz, den sie aufbaut, ruft die Indifferenz eine zweifache Isolation hervor: Sie grenzt diejenigen aus, die sich nicht für religiöse Fragen interessieren; und sie pfercht die Gläubigen zusammen, die – weil sie dieses Desinteresse spüren oder sich daran stoßen – sich ihrerseits gedrängt fühlen, ihre Identität desto klarer zu bekunden. Eine solche Reaktion ruft eine noch größere Isolation hervor und entfernt sie noch weiter von der Welt der Indifferenz, befriedigt aber ihre Selbstwahrnehmung.

Die Indifferenz sorgt auch deshalb für Unbehagen, weil sie die *spirituelle Dimension* des Menschen auszublenden scheint. Hier kann der Apostel Paulus Klarheit schaffen. Von der semitischen Kultur durchdrungen, unterteilt er den Menschen in „Leib, Seele und Geist“ (vgl. 1 Thess 5,23). Für ihn gibt es also den „psychischen Menschen“, mit seinen vom Fühlen, Erkennen und Wollen bestimmten Anteilen, und den „geisterfüllte[n] Menschen“ (1 Kor 2,14–15), der vom Heiligen Geist beseelt ist. In diesem Fall ist die Definition von „spirituell“ – geistlich – klar: Das Spirituelle meint den Menschen, der den Geist Christi empfangen hat und aus seiner Beseelung lebt. Das Psychische geht aus der menschlichen Natur und ihren Möglichkeiten hervor.

Die Übernahme der dualistischen griechischen Anthropologie – Leib und Seele – führte nicht in der Theorie, wohl aber in der Praxis dazu, das Verhältnis zwischen der Seele im psychologischen Sinne und dem auf Gott bezogenen menschlichen Geist zu blockieren. Nunmehr steht das Spirituelle für die emporgerichteten Blicke des Menschen und ihren grenzenlosen Horizont. Die „Seele“, diese von ihren Bezügen auf welche Gottheit auch immer losgelöste Seele, streckt sich mit ihrem unbegrenzten Verlangen und Streben weitestmöglich aus: Das Leben, die Natur, die Liebe dienen ihr als beinahe vergöttlichte Absoluta. Das ist jene „horizontale Transzendenz“, von der Luc Ferry<sup>3</sup> so gern spricht. Es gibt Menschen, die an die Unsterblichkeit der Seele glauben, ohne an Gott zu glauben.

---

<sup>3</sup> Anm. d. Übers.: Luc Ferry (1951), Philosophieprofessor und 2002–2004 Bildungsminister in dem rechtsorientierten Kabinett von Premierminister Raffarin. In seiner Kritik der sogenannten spätmodernen Denker plädiert er für eine Philosophie, die das Selbst des Menschen rettet, und für einen Humanismus ohne Gott. Das Göttliche kann ohne Vermittlung durch eine religiöse Instanz im anderen wiedergefunden werden.

Diese Ansichten sind weit verbreitet, sie werfen umfassende Probleme auf, die hier nur benannt werden. Zunächst ist festzuhalten, dass religiös Indifferente nicht wie Amputierte betrachtet werden dürfen, abgeschnitten von jedweden spirituellen Leben. Zwar dürfen diese Formen von Spiritualität kritisiert, auf ihre Widersprüchlichkeit darf hingewiesen werden, doch nicht ohne anzuerkennen, dass sie eine Großherzigkeit und ein Über-sich-Hinausgehen mit sich bringen. „Der Mensch übersteigt unendlich den Menschen“, schrieb Pascal.<sup>4</sup> Das zeigt sich an ganz alltäglichen Dingen: einem erwiesenen Dienst, einer Bewunderung für die Natur, einer Liebe zur Liebe. Indifferenz geht nicht notwendig mit plattem Materialismus einher. Sie bewahrt sich eine Offenheit für ein Über-sich-selbst-Hinaus und einen Ruf. Doch dieser Ruf richtet sich an keine der etablierten Religionen. Er richtet sich an etwas außerhalb oder neben ihnen. Das erklärt nicht wenige Missverständnisse: Die Religionen neigen dazu, Personen zu ihren Anhängern zu zählen, die sich zwar gelegentlich an sie wenden, sich aber in den Institutionen, die diese Glaubenstraditionen repräsentieren, eigentlich gar nicht wiedererkennen. Das spirituelle Leben und die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft sind mittlerweile zwei voneinander getrennte Dinge, und beide gehen in letzter Instanz aus der souveränen Entscheidung des oder der Einzelnen hervor.

\*

Die *Säkularisierung* unserer Gesellschaft – der dritte Grund dafür, dass die religiöse Indifferenz so schwer zu verstehen ist – bezeichnet einen kulturellen und sozialen Bruch. In einer ersten konfliktgeprägten Phase erkämpften sich die Naturwissenschaften und die Technik ihre Autonomie, ohne Antworten auf ihre Fragen in einer religiösen Welt zu suchen, die bis dato alle Wissensbestände kontrollierte. Nach vielen Missverständnissen und Überreaktionen auf beiden Seiten etablierte sich ein befriedetes Nebeneinander. Die Säkularisierung versuchte nicht länger, auf das Gebiet der Religion vorzurücken, und erkannte durch ebendiese Zurückhaltung an, dass es eine Herangehensweise an das Menschsein gibt, die nicht ausschließlich aus wissenschaftlicher Rationalität erwächst.

Heute treten wir in eine neue Etappe der Säkularisierung ein. Die Welt der Religion hat dadurch, dass sich die verschiedenen politischen, gesellschaftlichen, juristischen und wissenschaftlichen Institutionen von ihr distanzieren

---

<sup>4</sup> Blaise Pascal, *Pensées*, Paris, G. Charpentier et E. Fasquelle Éditeurs, 1670, chap. X, p. 219 [zitiert nach der deutschen Übersetzung: *Gedanken über die Religion und über einige andere Gegenstände*, Heidelberg, <sup>8</sup>1978, Fr. 434, S. 202].

haben, an inhaltlicher Dichte und auch an Interesse verloren. In dem frei gewordenen Raum nimmt die Unwissenheit zu, und es entwickeln sich die unterschiedlichsten Formen von Leichtgläubigkeit. Die Naturwissenschaften enttäuschen, so glorreich sie auch sein mögen. Die Beherrschung des Atoms brachte die Atombombe und nukleare Unfälle. Auch wenn sie zum Glück selten sind, säen solche Katastrophen Zweifel und Ängste, die immer weiter um sich greifen. Um der Gesundheit willen, die die Franzosen als ihr zweitwichtigstes Gut angeben,<sup>5</sup> soll man Medikamente nehmen, deren Nachwirkungen die Gerichte beschäftigen. Das wirtschaftliche Wachstum verschärft die Ungleichheiten, die Arbeitslosigkeit usw.

Was also vermag dem Dasein des Menschen noch Sicherheit zu geben? Da er außerhalb seiner selbst so wenig Halt findet, verschließt er sich in seiner eigenen Welt: Der Individualismus wird sein Schutz. Mangels großartiger Projekte für eine Zukunft, die ihren Zauber verloren hat, bleibt ihm nur die Begeisterung für das Unmittelbare. Die Werte der „horizontalen Transzendenz“ passen in das Schneckenhaus des Individuums. Das wahrhaft paradoxe Ergebnis dieser Entwicklung ist eine Welt ohne Andersheit, genauer gesagt, eine Welt, in der die Andersheit als Bedrohung empfunden wird. Daraus folgt auf der einen Seite eine weitreichende Zersplitterung nach dem Motto „jeder für sich“, das heißt eine Fragmentierung der Gesellschaft; und andererseits – weil die Gesellschaft in jedem ihrer Mitglieder identisch reagiert – ein uniformes „Selbes“: dieselbe Zurückgezogenheit, dasselbe Konsumverhalten, dieselben Freizeitaktivitäten, dieselben Desinteressen usw. Auf diese Weise gelingt es unserer Gesellschaft, maximale Einförmigkeit mit maximaler Individualisierung zu vereinbaren. Mit diesem Widerspruch zu leben, ist mühsam: Wie kann ich „ich selbst“ sein in einer Welt, die die Einförmigkeit und glatte, schnurgerade Lebens- und Denknormen fördert? In einer solchen Situation wird der Individualismus zur einzigen Überlebenschance. Seine unmittelbare Folge – um nicht aus sich herausgehen und sich dem Sturm aussetzen zu müssen – ist die Indifferenz. Wie ist es möglich, unter diesen Bedingungen ins Gespräch zu kommen?

---

<sup>5</sup> Taylor Nelson Sofres für *La Croix* (Oktober 2011), „Baromètre des préoccupations des Français“, Vergleich zwischen Oktober 2006 und Oktober 2011.